

Der florentinische Prophet

Autor(en): **Fueter, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 19-20

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER FLORENTINISCHE PROPHET¹⁾

Das einst intensiv strahlende Farbenbild der italienischen Renaissance ist unter dem Eindruck der neuesten Weltereignisse in der Vorstellung des großen Publikums wohl etwas verblasst. Aber auch wer nur flüchtig in Italien gewesen ist und Florenz gesehen hat, bewahrt eine Erinnerung an Savonarola, den großen Propheten der Arnostadt (1452—1498), dessen Erscheinung sich so wirksam von den Gestalten der Medici und Borgia, seinen Zeitgenossen und Mithandelnden, abhebt. Auch hat die schöne Literatur bis zur jüngsten Zeit sich dieses dankbaren Gegenstandes oft genug bemächtigt, so dass diese dunkle Kontrastfigur zu dem sinnen- und kunstfreundlichen Renaissanceleben dem Gedächtnis der Nachwelt nicht ganz entschwunden ist.

Wen es nun aber reizte, die Gestalt des Bruders Hieronymus in ihrer historischen Realität kennen zu lernen, war nicht leicht zufrieden zu stellen. Der höchst verdienstvolle italienische Historiker Pasquale Villari hatte zwar ein ebenso gründliches und gewissenhaftes wie gut komponiertes Leben Savonarolas geschrieben, das auch in deutscher und englischer Übersetzung zu haben war. Aber dies Buch hatte den Fehler, dass es von einem Standpunkt aus verfasst war, der zu einer beinahe grotesken Beurteilung des dominikanischen Bußpredigers führte. Villari war nicht nur ein Positivist, was an sich nichts zu sagen gehabt hätte, sondern er ging auch von der merkwürdigen Voraussetzung aus, dass Savonarola, damit er als Held betrachtet werden könne, als ein Vorläufer des Positivismus gelten müsse. Er entdeckt in ihm daher Symptome wissenschaftlichen Sinns, Vorahnungen modern rationalistischen Denkens und moralisierenden politischen Urteils, die in Wirklichkeit als solche gar nicht existieren, vielmehr lediglich als Fragmente mittelalterlicher Gelehrsamkeit angesehen werden müssen. So zuverlässig auch die Erzählung des Lebens Savonarolas im allgemeinen bei Villari ist, so ungenügend ist die gesamte Beurteilung, weil die Kenntnis des mittelalterlichen Milieus fehlt.

Der Münchner Professor Josef Schnitzer, bekannt durch seine modernistische Haltung, die ihm vor einem Jahrzehnt seine Professur für katholische Dogmengeschichte an der Münchner Universität gekostet hat, hat uns nun das Werk geschenkt, das einerseits Villari nach Seiten der Beherrschung des gelehrten Stoffs vollständig ersetzt und andererseits Savonarola in die richtige Beleuchtung setzt und an ihn von der Kirche und Religion her, nicht von der philosophischen Aufklärung um die Mitte des XIX. Jahrhunderts aus herangeht. Schnitzer beherrscht seine Materie durch und durch. Seit mehr als zwanzig Jahren hat er sich mit dem Gegenstande beschäftigt, ist den gedruckten und ungedruckten Quellen systematisch nachgegangen, hat manches verloren geglaubte aufgefunden und ediert und verschiedene strittige Einzelfragen der Savonarola-Forschung in besonderen Schriften gründlich und eingehend behandelt. Urteil und Darstellung sind durchweg ausgereift; der Verfasser

¹⁾ *Savonarola. Ein Kulturbild aus der Zeit der Renaissance.* Von Dr. Joseph Schnitzer, Professor an der Universität München. Mit 10 Abbildungen im Text und 32 Tafeln. 2 Bände. München, Ernst Reinhardt. 1924.

schöpft aus dem Vollen, nirgends wird mit zufällig zusammengerafften Zitaten gearbeitet. In zahlreichen Punkten ist die Feststellung der Tatsachen bei ihm über Villari hinausgekommen.

Wichtiger als diese Resultate, die in der Hauptsache doch nur Dinge von untergeordneter Bedeutung betreffen, ist freilich der Umstand, dass die Beurteilung des Helden nicht mehr von außerhalb, von einem dem Stoffe fremden Standpunkte aus genommen ist. Es wäre allerdings eine Irreführung, wenn man behaupten wollte, dass Schnitzer seine Kriterien schlechtweg der Wissenschaft entnehme. Seine Betrachtungsweise beruht durchaus auf christlicher, man darf mit einiger Einschränkung sogar sagen, auf katholisch-kirchlicher Basis. Aber es ist noch die Frage, ob eine andere Auffassung überhaupt durchführbar wäre. Wer sich prinzipiell gegen die christlich-asketische Lehre des Bettelmönchs von San Marco wenden oder zum mindesten diese Doktrin als eine bloße, unbewiesene Abart der Ethik behandeln möchte, täte wohl besser, gegen die christliche Moral überhaupt aufzutreten, als einen einzelnen Repräsentanten herauszugreifen, dessen Grundvoraussetzungen ja schließlich nicht originell waren. Und vor allem brächte er dann nicht die Wärme für seinen Helden auf, die der Darstellung Schnitzers einen so wohltuenden Charakter verleiht.

Angreifbarer scheint mir ein anderer Punkt. Savonarola ist bekanntlich als Ketzer, Schismatiker und Verächter des heiligen Stuhles gehenkt und verbrannt worden. Man wird — auch abgesehen vom Vorwurf der Ketzerei, für den überhaupt keine Anhaltspunkte vorliegen — dieses Urteil vom allgemein-menschlichen Standpunkt aus empörend finden. Aber es scheint mir doch, dass (eine Rechtsorganisation wie die katholische Kirche einmal vorausgesetzt) diese Sentenz juristisch sehr wohl verteidigt werden kann. Gewiss dachten Savonarola und seine Freunde nicht an eine prinzipielle Auflehnung gegen die päpstliche Obergewalt, wenn sie sich den Weisungen Alexanders VI. nicht fügten; gewiss hat es etwas Stoßendes, wenn die Autorität des römischen Pontifex den politischen Plänen der Borgia dienstbar gemacht wurde, die moralische Rückschritte in dem Savonarola untergebenen Kloster in Florenz nach sich zu ziehen drohten. Allein, wer einem von ihm als schädlich angesehenen Befehle eines Obern nicht Folge leistet, betritt den Weg zur Revolution, und so wenig dies an sich einen Vorwurf bedeutet, so sicher ist *die* Ansicht die konsequentere, die hier schon den Anfängen wehren will. Hätte der Verfasser nur auf mildernde Umstände plädiert, so hätte ihm kein Unvoreingenommener widersprochen; dass er aber noch weiterging und die Auffassung Savonarolas mit allzu subtilen Gründen als rechtlich begründet darstellt, dürfte doch wohl mit der eigenen kirchenpolitischen Stellung des Verfassers zusammenhängen und dürfte, so menschlich sympathisch diese Haltung auch ist, nicht nur mit rein aus der Sache fließenden Argumenten zu begründen sein.

Auf der andern Seite muss freilich auch hier bemerkt werden, dass diese persönliche Teilnahme an dem Schicksal seines Helden der Darstellung einen eigenen Reiz verleiht. Alle die Konflikte, mit denen es Savonarola zu tun hatte, sowohl sein Kampf gegen die Leute des moralischen und sittlichen Kompro-

misses wie gegen die Verteidiger der päpstlichen Autorität um jeden Preis, sind Schnitzer etwas Lebendiges und wecken bei ihm Erinnerungen an verwandte Kämpfe. Dadurch ist das Buch ein Stück wirklichen Menschentums geworden, nicht bloße Gelehrsamkeit, so zuverlässig der gelehrte Unterbau auch ist.

Erwähnt sei schließlich noch die prächtige Ausstattung des Werkes, im Druck nicht weniger als in den Bildbeigaben, die aus dem Buch ein eigentliches Zierstück machen. Dass die Anmerkungen erst am Schlusse zusammengestellt sind, ist zwar nicht immer bequem, mag aber vom Standpunkt des großen Publikums aus berechtigt sein. Die Darstellung ist durchweg dem Stoffe angemessen und verschmäht allen falschen Prunk. Für den Kenner ist besonders angenehm die in Werken solcher Art nicht immer zu findende korrekte Wiedergabe aller kirchlichen Ausdrücke; ich persönlich wäre nur noch einen Schritt weitergegangen und hätte « frate » u. ähnl. stets mit « Bettelmönch » und nicht bloß mit « Mönch » übersetzt.

BASEL

EDUARD FUETER



EIN TUT-ENCH-AMUN-BUCH¹⁾

Worin unterscheiden wir uns von den Grabräubern? Howard Carter schreibt im Tut-Ench-Amun-Buche von den Schauern, die ihn beim Anblick der kulturhistorischen Werte im Grabe unten überliefen, aber wirklich glücklich scheint er sich dann doch erst bei Gold und Edelsteinen befunden zu haben. Unter den Kulturstücken schmecken auch dem guten Europäer doch die Goldstückchen am besten. Herr Carter teilt diese Lust mit den Grabräubern, die ein paar Jahre nach des Königs Bestattung in die unterirdischen Kammern eindringen. Was für Teufel, Heiden waren das, ganz toll scheinen die Kerle geworden zu sein in den Schatzkammern unter der Erde, stießen um, warfen in wilder Hatz durcheinander, was im Wege stand, rissen weg, was Gold, glänzend und tragbar war (der Thronsessel weiß was davon zu sagen) und stoben dann in wildem Schrecken davon, als man sie überraschte, die besten Stücke fallen lassend. Faule ägyptische Beamte kamen hernach auf königlichen Befehl Ordnung machen, was sie auf ihre Weise taten, und verschlossen unter mächtigen Lügen (die Siegel wissen was davon zu erzählen) das Heiligtum wieder — für lange.

Nach dem Skandal vor dreitausend Jahren das fast komische Gegenstück in unseren Tagen: zwei edle Gentlemans klöpfeln und pöperln an der Eingangspforte, unsagbar vorsichtig Stein für Stein weghebend, begleitet in jedem Rucke von den gierigen Blicken einer vornehmen Gesellschaft, quasi unter den Augen Europas.

Der Lord darf zuerst hineinschauen, verwirrt lächelnd, bleich kommt er zurück, nachher Lady Evelyn — was müssen ihre Blicke gesprochen haben.

¹⁾ Howard Carter und A. C. Mace, *Tut-Ench-Amun, ein ägyptisches Königsgrab*. Erschienen bei F. A. Brockhaus, Leipzig 1924.